

Zur Arbeit an der "Unerbittlichen Zufälligkeit des Todes" - Stückwerk

Mein Tod

Der Tod ist meine andere Seite.
Seit jeher geht er mit mir,
und zuweilen, wenn es still wird,
höre ich ihn singen,
und wieder verschwindet etwas aus meinem Leben.

Der Tod ist mein Gegenüber,
das gegen mich wächst,
sodass ich rede und rede,
um ihn zu besänftigen,
damit er mir nicht alles nehme.

Ich weiss, an meinem Ende
wird mein Tod aus mir heraustreten,
triumphierend,
und an meiner Stelle weiter leben.
Ich bin nicht mehr als mein Tod.

Schreiben sei immer Schreiben gegen den Tod, gegen alle Tode, auch gegen all die kleinen Tode des Alltags. Musik verklinge, daher spreche sie immer nur von Abschied, Verlust, von Trauer und Vergessen. So werde im kleinen Tod der Musik der grosse Tod vorweggenommen, wieder und wieder durchlebt, das Sterben geübt. Darin liege ihre kathartische Wirkung.

Musik ist immer beides: Klang und Stille. Handlung und Geschehnis. Sie ist da und zugleich woanders. Musik wird gespielt, darin ist sie Theater, doch als Schwingung der Luft gibt sie, im gelungenen Augenblick, der anderen Welt Wirklichkeit. Darin ist sie Wahrheit.

Klang und Stille, Fülle und Leere, erfüllte Zeit und das Nichts, das die Ewigkeit ist.

Stille - grösste Herausforderung und Kraftranstrennung für das Komponieren. Stille als angstloser Blick auf das Absolute. Das Schweigen des Traums. Und als *Chairos* für den erneuten Akt, der die Freiheit rettet.

Es hat Gott nicht, wer ihn nicht *hört*. Ohne jenseitige Stimmen gibt es keine Mystik, und auch keine letzte Ekstase ohne den Widerhall der Gesänge, ferner als das *Jenseits*. Wir *hören alles* in den Stimmen, die Gott *vorhergehen*, sagt E. M. Cioran im "Buch der Täuschungen".

Musik ist wie die Zeit: ohne Raum undenkbar. Doch Musik ist auch selber Raum, ein Raum sogar ausserhalb der Zeit. Indem sie ihre eigene Zeit setzt und ihren eigenen

Raum, lässt sie uns beides verlassen. Wie sie verlieren wir uns, um uns anders zu begegnen, anders zu finden. Und wenn die Klänge wandern, wandern auch wir.

Ich sitze allein im Münster, es dunkelt. Nurmehr Stein und Form. Alles übrige, die hellblaue Kanzel, der übermannshohe Kerzenständer und der gigantische Bildteppich vorne im Chor, ist blosser Zierath geworden, kleinlich, beinahe lächerlich. Niemand sitzt in den langen Bankreihen und auf den zahllosen Stühlen im Seitenschiff und doch sehe ich Bilder einer vollen Kirche, tief unten eine Fläche verummter Gestalten, frierend trotz der schweren Mäntel, und sie schmiegen sich eng aneinander, die schwarzen Köpfe ängstlich gesenkt, kein einziges Gesicht und lautlos. Und darüber wölbt sich ein unermesslich hoher, vollständig leerer Raum, der sich keinen Deut um die Menge kümmert.

Musik in diesem Raum: Die Leere besteht im Sog, den das Verschwinden erzeugt. Und die Fülle ist der Hall, der sich wie ein schwerer brokatener Vorhang schliesst. Es ist immer Stille.

"Wir sterben, sagte der Physiker Alkmäon, weil wir Anfang und Ende nicht zusammenbringen"; und: "Der Tod, sagte Jean Paul, sei ein Pfeil, der im Augenblick der Geburt abgeschossen wurde und uns am Ende trifft" lese ich in Christiaan L. Hart Nibbrig's "Ästhetik der letzten Dinge".

Die musikalische Bogenform als Zeichen vollendeten Lebens? Das Ende bewusst gesetzt als Wiederholung des Anfangs: Auch wenn die Verbindung immer künstlich bleibt, ein Artefakt, wiedergeschriebene Erinnerung, eine Leistung des Gedächtnisses, so stört die Bogenform dennoch den Zeitfluss des Immerweiter, nimmt die Musik quasi aus der Zeit heraus, und macht sie zum Ding. Anschreiben gegen den Tod.

In meinem Stück sehe ich vor allem zwei Prinzipien: zum einen das "Leben zum Tod", die Geste, die abstirbt, die Phrase, die verklingt, und zum andern das "Mitten im Leben", das unmittelbar Hereinbrechende, eine Struktur jäh Zerstörende. Doch was ist das "unmittelbar Hereinbrechende"? Wohl vor allem die Stille. Das, was öffnet. Durchblick, Ausblick. Die Stille als Zeichen für Tod steht für die Möglichkeit, neu zu sehen, wahrzunehmen, und vielleicht das ganz Andere zu denken, bevor es weitergeht, anders zwar, aber doch unter dem immerselben Gesetz der Zeitlichkeit, der Sterblichkeit und ewigen Wiederholung. Um von hereinbrechender Stille erneut überwältigt zu werden.

Es gibt fast nur fallende Bewegungen. Auftrumpfende Gesten, die jäh in sich zusammenfallen. Oder gemächliches Hinabschreiten, das irgendwo zum Stillstand kommt, verschwindet. Tönende Prozession zum Grab, Kreuzgang und Christi Höllenfahrt. Nur hie und da ein fast gewalttätiges, verzweifelter Aufbegehren, Aufschreien - "die Ekstase des Lichtes" und Jubel, der Himmel reißt auf für einen Augenblick, göttliche Gnade -, doch der Schrei bleibt erfolglos, ohnmächtig. Die Apotheose erstarrt in den Steinen, bleibt unterm Gebälk hängen wie schwarze Fledermäuse.

In allem liegt immer auch der Entschluss zu scheitern.
Warum denn wählt er (der Mensch) die Wege des Abstürzens und Abfallens mit gewaltsamer Leidenschaft? fragt Cioran.

29. April 1994

Gestern, auf dem Fahrrad dem Untersee entlang, der nicht blauer hätte sein können, durch den Blick auf den See, den Wind und die Bewegung hinweg getragen, fiel mich plötzlich ein Satz an und wurde zum unauslöschlichen Bild: *den Tod gebären*. Dass es in meinem Stück um dieses Bild gehe. Rilkes "der Tod *in* uns" mag den Ausschlag gegeben haben, dass der Tod nicht ausser uns sei, wir ihn vielmehr in uns trügen von Anfang an. Es ist nicht, dass er uns befällt, der Sensenmann, nach seiner Zeit, vielmehr setzen wir ihn ausser uns nach unserer Zeit. Sterben heisst, den Tod austragen und zur Welt bringen, und leben bedeutet Schwangerschaft, den Tod unterm Herzen. Und jenes mittelalterliche Relief, auf dem ein Engel dem Toten einen Kopf aus dem Mund zieht, erhält eine neue Deutung: Es ist nicht die Seele des Verstorbenen, die den toten Körper verlässt, um in die Ewigkeit einzugehen, sondern sein Tod. Und auch jenes "Gib jedem seinen eignen Tod" meint wohl das Leben, das sich erst im Tod verwirklicht. Erst im Tod wird es ganz, der Tod ist des Lebens Krönung. So müsste am Ende der Musik der Tod geboren werden, auf dem Altar vor dem Kreuz. Hier wird geboren, gelitten, erhöht. Und gefeiert, gesungen und gegessen das Brot des Lebens. Weihnachten, Passion und Auferstehung Christi. Und es spricht der Tod: Ich bin die Wahrheit und das Leben. Siehe, ich mache alles neu. Ein Bild, das provoziert, doch mir scheint, es trifft. Christus am Kreuz ist eine Ungeheuerlichkeit - durch *diesen* Tod das Leben gewinnen - doch das Bild der Geburt des Todes auf dem Altar vor dem Kreuz zeigt, was die Ungeheuerlichkeit meint: dass nur durch Tod neues Leben wird.

"Früher wusste man (oder vielleicht ahnte man es), dass man den Tod in sich hatte wie die Frucht den Kern ... Und was gab das den Frauen für eine wehmütige Schönheit, wenn sie schwanger waren und standen, und in ihrem grossen Leib ... waren zwei Früchte: ein Kind und ein Tod", schreibt Rainer Maria Rilke.

Der Tanz beginnt, wir treten in den Raum.

(Ulrich Gasser, im März 1995)